

Leseprobe aus:
Annika Reich
Männer sterben bei uns nicht



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN



**ANNIKA
REICH**

**MÄNNER
STERBEN BEI
UNS NICHT**

Roman

Hanser Berlin

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27587-4

© 2023 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger & Rasp, München

Motiv: courtesy of the artist

© Paulette Tavormina, paulettetavormina.com

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

Für Rosa

Wir Frauen der Familie wohnten in einem Anwesen am See, das vor Pracht, Verheißung und Verhängnis vibrierte wie sonst nur große, destruktive Lieben. Allein in meiner Kindheit wurden zwei Frauen angeschwemmt, die sich aus Liebeskummer ertränkt hatten. Dass es ein unglücklicher Zufall war, erfuhr ich erst viel später, änderte aber nichts an der Tatsache, dass das Anwesen diese Anziehungskraft besaß, die für Frauen selten glücklich endete. Männer starben bei uns nie, Männer kamen und gingen.

1

Als ich die erste tote Frau entdeckte, war ich noch keine zehn Jahre alt und wollte angeln. Was war schließlich beruhigender, als eine Rute ins Wasser zu halten, an deren Ende ein Haken mit einer Brotkugel hing, die aufweichte und darauf wartete, dass ein Fisch anbiss, den ich weder fangen noch braten wollte, weil die Fische, die ich vom Steg aus angeln konnte, nicht essbar waren und ich sowieso nicht wusste, wie man irgendetwas brät.

Ich schloss das Bootshaus auf, drückte mich an dem Ruder-, dem Segel- und dem Motorboot vorbei, versuchte, mich nicht zu sehr vor den Spinnweben zu ekeln, holte die Angel aus der hinteren Ecke, knetete das Brot mit Spucke zu einer Kugel, befestigte sie am Haken und lief damit auf den Steg.

Schon bei den ersten Schritten Richtung Wasser sah ich aus dem Augenwinkel, dass etwas an der Badeleiter hing. Ich ging trotzdem zwei, drei Schritte weiter, vielleicht um Zeit zu gewinnen, vielleicht aber auch, um der Welt die Möglichkeit zu geben, mir die Entdeckung zu ersparen. Dann sah ich die Füße. An einem Fuß steckte ein Schuh, am anderen keiner, beide bewegten sich, als hätte das Wasser nicht nur ihre Haut, sondern längst ihre Knochen aufgeweicht. Es schwappte um sie herum.

Ich fing sofort an zu schreien, so laut und so schrill, dass ich meine eigene Stimme kaum wiedererkannte. Dann sank ich auf die Knie, hielt mich mit beiden Händen an der Angelrute fest und schrie und schrie. Meine Mutter kam zuerst angerannt. In hohen grünen Schuhen und einem engen grün schillernden

Kleid, das ich noch nie an ihr gesehen hatte. Sie schien schon von Weitem erkannt zu haben, um was es ging, denn sie rief bereits auf halbem Weg: »Geh da weg, geh da sofort weg, hörst du? Sofort!«

Ich vernahm die Stimme meiner Mutter, aber weggehen konnte ich nicht. Ich gehörte zu der Szene wie die Füße, das Wasser, der Tod. Ich war keine Zuschauerin, die entscheiden konnte, all das nicht mehr sehen zu wollen, ich hatte die tote Frau gefunden.

Die Angel fiel auf den Steg, machte dabei ein seltsam gedämpftes Geräusch und blieb so liegen, dass sie in Richtung Anwesen zeigte. Ich griff einmal in die Leere, krallte mich dann am Holz des Steges fest und verwuchs mit jeder Sekunde mehr mit dem Bild der toten Frau. Das Holz fühlte sich morsch an, ich hatte Angst, dass es mir unter den Fingern wegbröselte wie das feucht gewordene Brot, das ich zum Angeln benutzt hatte. Meine Mutter schrie weiter, aber ihre Stimme blieb fern, bis sie plötzlich meine Schultern fasste und versuchte, mich wegzuzerren.

Irgendwann ließ sie mich los, stand wieder auf und rief noch vom Steg aus nach meiner Großmutter, die das nicht hören konnte, weil ihr Haus zu weit entfernt war und weil sie nur reagierte, wenn man ordentlich mit ihr sprach. Meine Mutter murmelte: »War ja klar«, und schrie dann viel zu laut in meine Richtung: »Du bleibst hier! Du bewegst dich nicht vom Fleck, keinen Millimeter!«, und ließ mich sitzen.

Ich starrte weiter auf den Steg, hörte aber die Schritte meiner Mutter, die so langsam waren, als gäbe es keine Eile, keinen Notfall, keine tote Frau. Ich verstand nicht, warum sie nicht endlich diese hohen Schuhe auszog und losrannte, um Hilfe zu holen. Ich verstand auch nicht, warum sie ein grün schillerndes Kleid trug, als wäre sie ein Wasserwesen, als könnte man gar

nicht ertrinken, wenn man nur das richtige Kleid trug, die richtige Haut; am wenigsten aber verstand ich, warum sie mich mit diesen Füßen alleine ließ. Ich schrie wieder los und versuchte, nicht durch die Nase zu atmen, um die Füße der Frau nicht riechen zu müssen.

Während meine Mutter in ihrem Nixenkostüm die Polizei und den Notarzt, die Wasserwacht und die Feuerwehr rief, rutschte ich immer näher an die Leiche heran. Aus irgendeinem Grund musste ich mehr sehen von dieser Frau, die immer noch eine Strumpfhose trug und diesen einen Schuh. Als ich den ganzen Körper sah, den Rock, die Bluse, die Haare, nur nicht das Gesicht, das nach unten zeigte auf den steinigem Grund, wurde mir klar: Die Frau, die dort lag, war Leni. Es war meine Schwester, deren Füße im Wasser hin und her schwappten, als hätten sie keine Knochen.

»Es ist Leni!«, rief ich. »Sie ist tot!«

»Leni! Leni ist tot!«, schrie ich noch einmal.

Irgendwann tauchte meine Großmutter neben mir auf.

»So ein Unsinn, hör auf damit!«, hörte ich sie sehr leise und sehr deutlich sagen. »Das ist irgendeine unglückselige Frau, die ins Wasser gegangen ist.«

Sie setzte sich in aller Ruhe auf einen der Holzstühle, die rund um den alten Tisch herumstanden, an dem sie im Sommer mit ihren Freundinnen einen Sundowner nahm, Bloody Mary mit Eiswürfeln in schweren Kristallgläsern. Ich starrte auf ihre Füße und ihre Waden in diesen durchsichtigen Nylonstrumpfhosen, die sie auch im Hochsommer trug und die nichts mit den Strumpfhosen der toten Frau zu tun hatten.

Bloody Mary, dachte ich, während mein Blick auf den Füßen der toten Frau geheftet blieb und ich aus dem Augenwinkel die

Beine meiner Großmutter wahrnahm, ihren dunkelblauen Faltenrock und die halbhohen Schuhe mit der goldenen Schnalle, die sie selbst heute so trug, als ginge sie in ein Museum. Ein paar der scharf gebügelten Falten waren umgeklappt, und ich sah, wie meine Großmutter jede einzelne mit ruhiger Hand wieder glatt strich. Währenddessen wiederholte sie ihre Sätze an mich. Sie sprach immer leiser, bis das Gesagte endlich bei mir ankam.

Dann hörte ich, wie meine Mutter von etwas weiter weg meine Großmutter anschrie: »Weg da! Wir müssen sie hier wegholen! Sie muss da weg! Was sitzt du da, als gäbe es Kuchen? Hol sie von der Leiche weg!«

Kuchen, dachte ich und blieb auf dem Boden hocken.

Mein Blick rutschte von der toten Frau ins knietiefe Wasser. Ich hob ihn hoch und flehte meine Großmutter an, mich hier zu lassen.

Die Angst, dass sie die tote Frau verschwinden ließen, wie sie meine lebende Schwester hatten verschwinden lassen, wuchs mit jeder Sekunde. Doch gerade als ich ihr das sagen wollte, atmete ich einmal tief durch die Nase. Es dauerte etwas, bis ich entschlüsseln konnte, was ich gerade gerochen hatte, zum Glück war es nur feuchtes Holz und das Parfum meiner Großmutter.

Ihr schnallenbeschuhter Fuß wippte nun langsam auf und ab, als wäre sie auf dieser Welt, um sich die Zeit zu vertreiben, als ginge es nur darum, diesen lästigen Zwischenfall hier auszusitzen. Ich war ihr so dankbar.

»Wir brauchen einen Rettungsring! Schnell! Wo ist dieses verdammte Ding?«, schrie meine Mutter, die sich plötzlich Sorgen zu machen schien, dass ich der toten Frau ins Wasser folgen wollte.

Ich nahm aus dem Augenwinkel wahr, dass sie ihre Schuhe ausgezogen hatte und eine Flasche bei sich trug, eine Whiskey-

flasche. Ihre Füße in den Seidenstrümpfen waren nass und dreckig geworden. Vielleicht war sie doch aus dem Wasser gekommen mit der schillernden Haut und den nassen Füßen. Sie setzte die Flasche an.

Ich flüsterte »Wir haben sie umgebracht!« oder »Ihr habt sie umgebracht!«.

»Was redest du da?«, antwortete meine Großmutter genauso leise und stand auf. »Sie wollte nicht mehr. Das arme Ding!«

Dann wurde mir übel, und ich übergab mich ins Wasser.

Meine Mutter erzählte später, ich hätte nicht einmal gekotzt, ich hätte nur ganz nah an der Leiche gesessen und sie angestarrt, aber das war ihre Geschichte, und warum meine Mutter ihre Geschichten so erzählte, wie sie sie erzählte, war mir ein Rätsel. Das grüne Kleid hatte ich seit diesem Tag nicht wieder gesehen, so als hätte sie es nie getragen.

»Geht's wieder?«, fragte meine Großmutter, und ich nickte, bewegte mich aber nicht vom Fleck.

Ich musste in der Nähe der toten Frau bleiben. Ich begann zu rechnen, und noch während ich rechnete, wusste ich es schon: Es war genau ein Jahr her, seit Leni ins Internat gegangen war, gehen musste, ohne sich von mir zu verabschieden; ein Jahr, seit ich ein Loch in die Hecke geschnitten hatte. Ein Jahr ohne Leni. Das konnte kein Zufall sein. Ich durfte mir diesmal nicht einreden lassen, dass alles mit rechten Dingen zugeht. Ich hatte das nie geglaubt, und jetzt hatte ich den Beweis: Hier hing eine tote Frau am Steg.

Ich wollte wieder schreien, doch noch bevor ein Ton aus meiner Kehle drang, strich mir meine Großmutter mit ihren beringten Fingern über die Wange. Sie musste sich direkt hinter mich gestellt haben. Ihre Hand auf meiner Wange wirkte

wie ein Wecker oder eine Warnung. Sie beugte sich herunter, griff von links und rechts an meine Ohren und klipste mir etwas an, das sich wie ihre großen funkelnden Perlenohrringe anfühlte.

Ihre Perlen an meinen Ohren würden mich davon abhalten, hinterherzuspringen. Sie waren der Rettungsring, den meine Mutter nicht gefunden hatte, der Rettungsring, von dem ich gerade noch gedacht hatte, dass ich ihn nicht brauchte. Doch meine Großmutter wusste es besser, meine Großmutter wusste immer, was half. Während ich verstummte, warf meine Mutter die Whiskeyflasche, die sie inzwischen geleert haben musste, mit voller Wucht über ihre Schwiegermutter, mich und den toten Körper hinweg in den See und rief mir mit schon schwerer Zunge zu: »Sieben Wasserskier gibt es in diesem verdammten Bootshaus, aber keinen einzigen Rettungsring. Pass du lieber auf, nicht auch noch da reinzufallen! Sonst haben wir den Salat.« Sie machte eine kurze Pause, sagte dann leiser: »Steh jetzt auf! Es reicht. Die Polizei kommt gleich«, und rauschte ab.

Ich war zwar noch klein, aber ich fand den Satz mit dem Salat unangemessen. Ich überlegte noch tagelang, was Salat in dieser Szene zu suchen hatte und was für einen Salat wir dann gehabt hätten, wenn ich ins Wasser gefallen wäre. Danach weigerte ich mich, jede Form von Salat zu essen, auch Spinat aß ich nicht, vielleicht aß ich gar nichts Grünes in Blattform mehr, weil alles, was grün und blättrig war, mich an den Salat erinnerte, um den es nicht ging, der aber trotzdem an der Szene hängen blieb; an der Szene und an meiner Erinnerung, der ich mal mehr und mal weniger traute.

Als meine Mutter wieder verschwunden war, betastete ich die brillantenumkränzten Perlen an meinen Ohren. Ich hatte Angst, sie zu verlieren, Angst, dass sie ins Wasser fielen, hatte viel größere Angst um die Ohrringe als um mich selbst.

Meine Großmutter stand immer noch hinter mir.

»Es gibt für uns beide hier nichts mehr zu tun«, sagte sie leise und legte mir ihre Hand auf den Kopf.

Es gibt für uns beide hier nichts mehr zu tun, dachte ich, und plötzlich war es ganz einfach, aufzustehen, meiner Großmutter zu folgen und mich vom Steg und von der toten Frau zu entfernen. Meine Großmutter brachte mich in mein Zimmer, sie setzte mich aufs Bett und löste den Pausenknopf des Kassettenrekorders. Das Hörspiel fuhr genau dort fort, wo ich es vorher, als ich noch keine tote Frau gefunden hatte, unterbrochen hatte.

Meine Großmutter sagte: »Fang am besten gleich damit an, es zu vergessen!«, und verließ den Raum.

2

Meine Großmutter war tot. Ich stand auf dem Friedhof hinter einem Baum und fasste mir an die Ohren. Heute hätte ich sie wieder gebraucht, ihre Perlenohrringe, sie hätten mir die Stärke gegeben, um zur Aussegnungshalle zu gehen und meine Großmutter zu beerdigen. Gleich würden die ersten Trauergäste eintreffen, Großmutter's Freundinnen in ihren perfekt geschnittenen schwarzen Kostümen und weißen Blusen, ihren mehrreihigen Perlenketten und rot lackierten Fingernägeln. Sie würden nach teuren Parfums und Haarspray riechen und Küsschen und wohlgewählte Worte austauschen. Niemand würde mich auf mein Erbe ansprechen, weil alle genug Taktgefühl besaßen, und doch würden alle daran denken.

Ich war nicht bereit. Ich wollte hinter dem Baum stehen bleiben und den Trubel beobachten – wie früher bei Großmutter's Festen. Ich dachte, das würde helfen, ich dachte, das würde mich trösten. Doch jetzt stand ich hier allein, war dreißig Jahre alt und fühlte mich wie neun.

Damals liebte ich die Vorbereitungen fast noch mehr als die Feste selbst. Ich probierte die Nachspeisen in den Kristallschälchen und bewunderte die Tischdekoration. Überall duftete und flackerte es, aus irgendeiner Ecke waren Musikproben zu hören, letzte Blumen wurden gesteckt, Gläser poliert. Meine Großmutter stand mittendrin und dirigierte alles mit größter Leichtigkeit. Dann, kurz bevor die Gäste kamen, stellte sie sich mit mir an einen Tisch, schaute auf den See, ließ sich selbst

Champagner und mir ein Bitter Lemon bringen. Ich trank mein Glas bis zum letzten Tropfen aus, obwohl es mir nicht schmeckte, und hoffte, den Moment hinauszuzögern, an dem ich meine Großmutter mit ihrem Publikum teilen musste. Als dann die Gäste eintrudelten, flüsterte sie mir Geheimnisse zu. Sie erzählte von der Rennfahrerin, die ihre Kinder über den Ring fuhr, und der Psychologin, die in Kaufhäusern klappte. Die hochgewachsene Frau mit den strengen Zügen sei einem indischen Guru verfallen und eine andere, die aus ihren kirschroten Kleidern platzte, habe noch nie jemanden geliebt.

Dort hinten lag also die Halle, in der die Trauerfeier stattfinden sollte. Ein moderner Bau, dem jegliche Schönheit fehlte. Es gab keinen Trubel, es gab kein Catering, keine Musikerin, keine Rennfahrerin, kein kirschrotes Kleid, nicht einmal Tante Marianna war zu sehen. Vielleicht hatte ich mich getäuscht. Ich holte noch einmal den Zettel hervor, auf dem Zeit und Ort notiert waren, die Justyna mir genannt hatte, aber beides stimmte überein. Mit allem hatte ich gerechnet, nur nicht mit dieser Stille. Dieser Stille wusste ich noch weniger zu begegnen als Großmutterns Freundinnen. In dieser Stille würde ich gleich neben meiner Mutter und meiner Tante, meiner Cousine Olga und Großmutter Vera stehen, und es würde offensichtlich werden, wie wenig wir uns trösten konnten, wie fern wir einander waren. Ich blickte noch einmal quer über den Friedhof, aber es war noch immer niemand da. Ich war immer noch allein, als wären Vergangenheit und Gegenwart nur zwei dünne ausgefranste Kabel, die zueinandergeführt sofort alles kurzschlossen.

Ich versuchte die Namen zu lesen, die in die Grabsteine um mich herum gegrast waren, aber ich konnte keinen einzigen entziffern.

Dass meine Großmutter wirklich sterben würde, hatte ich

nie in Betracht gezogen. Vielleicht hatte ich geglaubt, dass sie selbst ihren eigenen Tod bändigen konnte. Und jetzt wusste ich nicht, wie ich trauern sollte. Vielleicht war ich davon ausgegangen, dass sie mir mit der Nachricht ihres Todes auch die Form meiner Trauer mitliefern würde, doch kaum war Großmutter nicht mehr da, wusste ich nicht mehr, wie das ging: die Form zu wahren. Für meine Großmutter war das Wahren der Form immer die Lösung für alles gewesen – Beziehungen, Stil, Gartengestaltung, Vergangenheitsbewältigung.

Ich legte die Rose, die ich ihr mitgebracht hatte, auf den Boden, lehnte mich mit dem Rücken an den Baum, steckte meine Hände in die Taschen meines Mantels und erinnerte mich an die eine Nacht auf dem Anwesen, kurz nachdem ich die erste tote Frau gefunden hatte. In dieser Nacht war ich im Schlafanzug aus meinem Zimmer in den Garten geflohen und hatte mich hinter einem Baum versteckt. Doch je länger ich dort stand, desto starrer wurde ich. Ich fror und wusste überhaupt nicht, wie ich es zurück in mein Zimmer schaffen sollte. Erst als meine eiskalten Hände Großmutters Perlenohrringe in den Hosentaschen fanden, konnte ich mich wieder bewegen und rannte zurück ins Bett.

Heute waren meine Taschen leer. Großmutter hatte mir ihren gesamten Schmuck vererbt, nur diese Ohrringe nicht, vielleicht hatte sie ausgerechnet diese Ohrringe mit ins Grab genommen. Ich ließ meinen Blick noch einmal über den Friedhof streifen. Diesmal stellte er sich doch für die Namen auf den Grabsteinen scharf. Hildegard, Veronika, Bethany, alles Namen, die nichts mit mir zu tun hatten, alles Frauen, die weit vor meiner Zeit gestorben waren – tote Frauen, so weit das Auge reichte. Ein Blick auf meine Uhr zeigte mir: Die Beerdigung würde bald beginnen. Ich schaute noch einmal hinüber und sah jetzt meine Mutter vor der Aussegnungshalle stehen.

Sie war wie immer zu früh und wippte in sehr hohen Schuhen auf und ab. Inzwischen war sie fast siebzig, aber sie hatte immer noch die Ausstrahlung eines jungen Mädchens, das eine Erwachsene spielte. In ihrem dicken schwarzen Haar steckten viel zu viele schwarze Kämmе mit Strasssteinen, einzelne waren schon lose und kurz davor, abzustürzen. Das Ganze sah eher aus wie ein wackeliges Gebilde denn wie eine Frisur, die der Beerdigung meiner Großmutter angemessen war, und ich wusste, dass wir alle den ganzen Vormittag über den Impuls unterdrücken würden, das irgendwie zu richten